

## Schillers letztes Gedicht

Autor(en): Wilhelm Altwegg

Quelle: Basler Jahrbuch

Jahr: 1923

<https://www.baslerstadtbuch.ch/.permalink/stadtbuch/ac560260-c2e5-4d22-85fa-2454313f20e7>

### Nutzungsbedingungen

Die Online-Plattform [www.baslerstadtbuch.ch](http://www.baslerstadtbuch.ch) ist ein Angebot der Christoph Merian Stiftung. Die auf dieser Plattform veröffentlichten Dokumente stehen für nichtkommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung gratis zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrücke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger schriftlicher Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des vorherigen schriftlichen Einverständnisses der Christoph Merian Stiftung.

### Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Online-Plattform [baslerstadtbuch.ch](http://www.baslerstadtbuch.ch) ist ein Service public der Christoph Merian Stiftung.

<http://www.cms-basel.ch>

<https://www.baslerstadtbuch.ch>

## Schillers letztes Gedicht.

Von Wilhelm Altwegg.

Am 18. Februar 1804 hatte Schiller in seinen Kalender eintragen können: „Den Tell geendigt.“ Am 10. März schon, während der ersten Theaterproben zu dem vollendeten Stück, folgte die Notiz: „Mich zum Demetrius entschlossen“, und die begeisterte Aufnahme der Erstaufführung am 17. März ließ den Unermüdlichen mit frischem Mut an das neue große Werk gehen. Aber das Ende dieses selben Monats März brachte der ganzen Familie des Dichters hemmende Krankheit, die Reise nach Berlin, unternommen aus Sorge um die künftige Existenz der Seinen, mußte er büßen mit einem „katarthatischen Leiden“. Noch am 10. Mai schreibt er: „Die Maschine ist noch nicht im Gang“, und eine endliche Besserung in den nächsten zwei Monaten erwies sich auch als trügerisch. Schon Ende Juli erkältete sich Schiller bei einer Abendfahrt durchs Dornburger Tal. Kolikanfälle schmerzlicher Art machten ihn bettlägerig, der Arzt zweifelte am Aufkommen, und als die Krisis überstanden war, blieb der Kranke auf Monate hin geschwächt und angegriffen. Erst im Oktober konnte er soweit genesen heißen.

Er sprang ein für Goethe, als es galt, zur Begrüßung der jungen Erbprinzessin Maria Paulowna ein Festspiel zu dichten, und es war, als ob die Aufgabe ihn belebte und die Hoffnungen, die er auf die junge, sympathische Fürstin setzte, sein ganzes Wesen beflügelte. Aber erneut machte er die schmerzliche Erfahrung, daß er „jeden freien Lebensgenuß gleich mit wochenlangem Leiden büßen muß“, daß

ihm stets seine Gesundheit „die Flügel des Willens beschneidet“. Seit den Festlichkeiten fühlte er sich „hart mitgenommen“, und, unterbrochen nur von kurzen Fristen leidlicheren Befindens, folgten wieder wie im Frühling Monate des Leidens, so daß Schiller den ganzen Winter hindurch ans Haus gefesselt war und so auch den gleichfalls auf den Tod erkrankten Goethe die ganze Zeit nie gesehen hat. In den Tagen gerade, da des Freundes Leiden bedrohlich anwuchs, packten den eben Genesenen „Fieberparorysmen“ mit Ohnmachtsanfällen, und als endlich Ende Februar auch diese überstanden waren, da war er „bis auf die Wurzeln erschüttert“. Denn „das Fieber war so stark und hat mich in einem schon so geschwächten Zustand überfallen, daß mir ebenso zu Mute ist, als ob ich aus der schwersten Krankheit erflünde, und besonders habe ich Mühe, eine gewisse Mutlosigkeit zu bekämpfen, die das schlimmste Übel in meinen Umständen ist“.

Der „Demetrius“ war sowohl nach der Berliner Reise wie nach der Krankheit des Sommers wieder vorgenommen und trotz aller Leiden mit heroischer Kraft in verschiedenen Ansätzen gefördert worden. Doch beide Male stockte die Arbeit, und Schiller sah sich das zweite Mal gezwungen, zunächst leichtere Dramenstoffe vorzunehmen, endlich aber, in den Tagen „des Elends“, sich zu beschränken auf die „halb mechanische Arbeit“ des Übersetzens fremder Werke. Immer wieder sah er sich getäuscht in der Hoffnung auf eine „glückliche freie Tätigkeit“, immer wieder entmutigend hingewiesen auf den alten Zwiespalt zwischen Wille und Natur.

Aber nun erlebte er es, daß diese selbe Natur ihm zu Hilfe kam. Mit den warmen Tagen des März ist, schneller als er selbst gehofft, die Erholung da, und sie bringen ein körperliches und geistiges Aufleben, das wie ein Wunder anmutet. Schon am 9. März schreibt der jüngere Voss, der aufopfernde Getreue dieser Jahre: „Schiller ist ganz gesund“. Ein heiterer Gottesfriede sei in ihm gewesen, er-

zählt die eng verbundene Schwägerin Karoline, und aus Schillers eigenen Briefen spricht die Zuversicht. So etwa an Graf am 2. April: „Jetzt mit dem eintretenden Frühjahr kommt die Heiterkeit und der Lebensmut zurück, und so wie die Erde der Sonne, öffnet sich auch die Seele der Freundschaft wieder.“

Wie stark sich Schiller fühlte, das zeigt die Wiederaufnahme des Demetrius, die der 5. März als schon geschehen meldet, während am 22. Februar noch die mutlose Klage ertönte. Mit der vollen Souveränität des über dem Stoffe Stehenden entschließt er sich, das zum Teil schon ausgearbeitete Vorspiel in Sambor wegzulassen und das Stück gleich mit der grandiosen Reichstagszene zu eröffnen. Zugleich rechnet er aus, daß er bis zum November zum Ende kommen könne. Und dann „klammert“ er sich mit „ganzem Ernst“ an die Arbeit, zuerst mit Gewalt, dann aber ist er „im Zuge“. Und so lebt er in dem Werke, daß er auch den Vertrauten dessen Namen nicht nennt und erst vom Fortgang spricht, als über der allzu großen Anspannung sich offenbar schon wieder die Schwäche geltend macht. Wir kennen leider keine genauern Daten; aber diesen Tagen des März und des April 1805 verdanken wir alles, was nach dem endgültigen Plane ausgeführt wurde, den ganzen ersten Akt und den Anfang des zweiten mit jenem Monologe der Marfa, den Schiller wohl eben noch ins Reine geschrieben hatte, als in der Nacht des 1. Mai die Krankheit bei ihm ausbrach, der er am 9. erliegen sollte.

Über der „Hauptarbeit“ mußte alles andere zurücktreten, wie einst neben der ersten Arbeitsetappe am „Demetrius“ — also zwischen der Vollendung des „Tell“ und der Erkrankung des Sommers 1804 — auch nur noch der unbedeutende „Alpenjäger“ entstanden ist. Das eben gibt dem Demetriusstorsso seinen einzigartigen Wert, daß er eigentlich das alleinige dichterische Zeugnis dieses wundervollen Aufschwunges vor dem Hingang ist. Denn, von jenen Über-

setzungen abgesehen, hat Schiller seit der „Huldigung der Künste“, dem Festspiel zur Begrüßung von Maria Paulowna, sonst nichts mehr geschaffen. Mit einer Ausnahme, die darum wohl ernstere Beachtung verdient, als ihr bisher geschenkt worden ist.

Zwischen dem 5. und dem 27. März setzt, wenigstens für uns, Schillers Korrespondenz aus, doch sicher infolge des völligen Aufgehens in die eben wieder frisch in Angriff genommene Demetriusarbeit. Auch die anderen gewohnten Zeugen lassen uns für diese Tage im Stich. Schillers Kalender erwähnt bloß Einladungen bei Hofe und Theaterbesuche. Nur etwas wissen wir darüber hinaus, was allerdings die Schillerbiographien nicht erwähnen, und was auch Ernst Müller in seine „Regesten zu Friedrich Schillers Leben und Werken“ richtig einzutragen versäumt hat. Aus einem Briefe nämlich von Schillers Witwe vom 12. Juni 1805, von dem wenigstens ein Auszug gegeben ist in dem „Briefwechsel zwischen Schiller und Cotta“ (S. 558), und weiter aus einer Datumangabe in dem Cottaschen „Taschenbuch für Damen auf das Jahr 1806“ können wir entnehmen, daß Schiller wohl am 16. März 1805 oder dann kurz vorher von dem „Herrn von Mecheln aus Basel“ besucht worden ist und daß er diesem Besucher an dem genannten Tage jedenfalls die Distichen widmete, die wir in den Gedichten unter dem Titel „Einem Freunde ins Stammbuch“ lesen.

Christian von Mechel, der Basler Ratsherr, Kupferstecher und Kunsthändler von europäischem Namen, hatte einst als der Vertreter des Kunstinteresses in seiner Vaterstadt gegolten und war deshalb auch zweimal, 1775 und 1779, durch Goethes Besuch geehrt worden. Jetzt hatte er schon mit den Schwierigkeiten zu kämpfen, die dann Ende 1806 zur Zwangsliquidation seines einst bedeutenden Basler Geschäftes führen sollten, und er versuchte eben, ohne zunächst die Verbindung mit Basel ganz zu lösen, dank seinen mannigfaltigen Beziehungen, sich in Deutschland eine neue Existenz zu schaffen.

Genaueres war darüber bisher nicht bekannt. Nun bringt neben ein paar kargen Akten des Basler Staatsarchivs das bis dahin übersehene, aber noch vorhandene Stammbuch, das gerade die Jahre 1804 bis 1809 beschlägt, willkommene Aufklärung. Mechel ist darnach Ende 1804 nordwärts gereist, und die Reise führte ihn, stets mit ausgiebigen, oft lange Wochen dauernden Stationen, nach Berlin, Weimar, wieder Berlin, nach Leipzig, Köstritz, Dresden und endlich November 1805 zu nun dauernder Niederlassung, die nur im Oktober 1806 eine Reise nach Basel zur Besprechung seiner finanziellen Verhältnisse unterbrach, noch einmal nach Berlin. In Weimar hielt er sich laut den Stammbucheinträgen und den Bemerkungen im „Fourierbuch“ des Weimarischen Hofes (Hausarchiv Abt. E Nr. 54) jedenfalls vom 8. März bis zum 3. April auf. Wie an den andern Orten, so öffneten sich auch hier dem Weltgewandten und durch Windelmanns Freundschaft bei den Besten Empfohlenen alle Türen. Bei Hofe wurde er, was kaum sonst einem Fremden geschah, nicht weniger als siebzehn Male zur Tafel gezogen und gleichermaßen bei den literarischen Größen empfangen, bei Wieland so gut wie bei Goethe und Schiller. Überall erntete er auch dem Gebrauche der Zeit gemäß sein Stammbuchblatt mit Freundschaftsbeteuerungen, die ihm dann zur weiteren Empfehlung dienen mochten. Bei Goethe allerdings hat Mechel erst am letzten nachweisbaren Tage seines Aufenthaltes vorgesprochen, und wie sich weder in den Briefen noch in den Tagebüchern Goethes ein Widerhall findet, so trägt auch der — ungedruckte — Stammbuchspruch den Stempel reiner Höflichkeit an der Stirne und variiert sogar nur einen Gedanken, den andere Beiträger des Stammbuches schon ausgesprochen hatten:

„Immer tätig und rasch bewegt sich die glückliche Jugend,  
Wohl dem Alter! bewegt's immer sich tätig und rasch.“

Für Goethe, der noch immer nicht ganz wohl war und mit dem Blick des Realisten vielleicht auch Mechels weniger

rühmliche Seiten erkannte, hatte das Erscheinen des Schweizer keinerlei besondere Bedeutung. Ganz anders wirkte es auf Schiller, dem übrigens auch, wie das Stammbuch lehrt, Mechels allererster Besuch in Weimar gegolten hatte. Seit Goethe ihm den Tellstoff abgetreten und er die Befreiungssage der Waldstätte zu einem Drama gestaltet hatte, lebte in ihm die Sehnsucht, selbst einmal das Land der Eidgenossen zu schauen, von dem ja auch Goethe gesagt hatte: „Mir ist's wohl, daß ich ein Land kenne, wie die Schweiz ist; nun geh' mir's, wie's wolle, hab' ich doch immer da einen Zufluchtsort.“ Schon im Winter hatte er Reisepläne geschmiedet, hatte den Gedanken geäußert, einige Grade südlicher sich niederzulassen, und der Frühling brachte unmittelbar den Wunsch nach einer Schweizerreise. Und nun erschien Mechel, der immer auf seiner Reise als der „Schweizer“ mit besonderer Auszeichnung behandelt wurde und, wie Charlotte, aus der Erinnerung noch ganz warm werdend, berichtet: „Der alte lebendige Mann machte Schiller Freude. . . . Er sprach so lebendig von der Schweiz mit ihm, sah seine Kupfer mit großem Interesse, freute sich, die Gegenden zu sehen.“ Ja, es muß für den dank der Natur glücklich Genesenen etwas Überwältigendes gehabt haben, als neben seine leidenschaftsdurchtobte, nordische Phantasiwelt, die ihn ganz erfüllte, auf einmal die Anschaulichkeit des Landsmannes und des Künstlers Bilder hinstellte einer friedlichen, naturgesegneten Wirklichkeit. So wurde auch der Stammbuchspruch, der dem Erzähler den Dank aussprechen sollte, zu etwas völlig anderem als Goethes Verlegenheitszeilen:

„Uner schöplich an Reiz, an immer erneuerter Schönheit  
Ist die Natur! — die Kunst ist uner schöplich wie sie.  
Heil dir, würdiger Greis! für beide bewahrst du im Herzen  
Reges Gefühl, und so ist ewige Jugend dein Loß.“

Als es galt, der hundertsten Wiederkehr von Schillers Todestag feiernd zu gedenken, da hat in den Schriften der „Goethe-Gesellschaft“ Bernhard Suphan im Faksimile der

Handschriften die „Huldigung der Künste“ und den Monolog der Marfa herausgegeben als „das Edelste, das sich auf- finden ließ, die letzten Gaben, die Schiller den Seinen be- schert hat“. So kurz und schlicht sie daneben sind, unsere Distichen gehören als drittes zu diesen besonderen Stücken. Das Festspiel zum Empfang der jungen Erbprinzessin hatte in heute noch ans Herz greifender Weise die Macht der Künste gepriesen und die Fähigkeit des Gemütes, die Welt mit seinen Kräften umzubilden:

„... Wisset! ein erhab'ner Sinn  
 Legt das Große in das Leben,  
 Und er sucht es nicht darin.“

Der Marfamonomolog ist wie ein letztes Selbstbekenntnis des Dichters zur Überwindung der Natur durch den Willen, durch die schöpferische Kraft des Geistes, bei aller Beengung und aller Gebundenheit:

„Er ist mein Sohn, ich will nicht daran zweifeln.

. . . . .

Ich habe nichts als mein Gebet, mein Flehen,  
 Das schöpf' ich flammend aus der tiefen Brust,  
 Das send' ich gläubig in des Himmels Höhen,  
 Der Mutter Tränen und der Mutter Segen  
 — — — — — und wie gewaffnete  
 Heerscharen send' ich's mächtig dir entgegen!“

Dazwischen verkündet der Stammbuchvers staunend die Unerschöpflichkeit der beiden Potenzen, von Natur und von Kunst. In ihrer Unerschöpflichkeit vereinigen sie sich, und der Zwiespalt ist aufgehoben in Harmonie.

Der Besuch rief nur ans Licht, was schon bereit in Schillers Seele ruhte; als der Idealist hat er auch dem Menschen gegenüber das Wort seines Festspiels wahr ge- macht und in den Gast mit all dessen Schwächen sein eigenes bestes Wesen hineingelegt. Die Distichen sind die letzte Zu- sammenfassung von Schillers Glauben, wie er ihm während

der Meisterlust am gelingenden „Demetrius“ durch jene Begegnung nur erneut bewußt wurde. Und sie sind es in einer Vollkommenheit der Sprache, die man erst recht ermißt, wenn man zurückdenkt an den „Alpenjäger“, dessen Volkstümlichkeit gequält und sentimental anmutet neben der edlen klassischen Formung und dem über alle Einschnitte einer Schulmetrik kühn hinwegstürmenden Schwung unserer paar Zeilen. Auch über ihnen „liegt ein Schimmer der Verklärung“.

Mit Recht hat deshalb nach Schillers Tod Charlotte zusammen mit den drei ungedruckten Rätseln aus „Turandot“ auch eine Abschrift des Stammbucheintrages an Cotta für seinen nächsten Damenkalender geschickt. Schiller hatte seinem Verleger und Freund dafür versprochen, was ihm neben dem „Demetrius“ entstehe; die Witwe erfüllte also nur den Willen des Dahingegangenen. Auch Goethe war von Cotta immer wieder um einen Beitrag angegangen worden; trotz Schillers Zureden aber hatte er seit dem Jahre 1800 nichts mehr beigesteuert. Jetzt brachte derselbe Almanach auf 1806 die herrlichste Gabe: neben dem letzten Bekenntnisse des Toten selbst die schönste Huldigung, die er je gefunden hat, die Stanzas, die wir kennen als „Epilog zu Schillers Glocke“. Die Stammbuchverse aber übernahm aus dem Kalender Körner in seine erste Gesamtausgabe von Schillers Werken (1814), und von dort sind sie in unsere Ausgaben übergegangen und allgemein bekannt geworden.

Auch Mechel war stolz auf Schillers Widmung. So hat sie noch eine weitere Nachgeschichte erlebt, und es gewährt einen eigenen Reiz, dieser Geschichte nachzugehen, wie sie wiederum aus dem Stammbuche und aus der Vergleichung von zwei bisher nicht oder nicht recht beachteten graphischen Blättern herauszulesen ist.

Während des Dresdener Aufenthaltes im August-September 1805, also wenige Monate nach dem Besuch bei Schiller, war Mechel von dem Nürnberger Baron und

Künstler Christian Wilhelm Karl Joachim Haller von Hallerstein nach dem Leben gezeichnet und die Zeichnung von demselben radiert worden. Nach einem spätern Stammbuchblatte hatte Haller den berühmten Kollegen schon 1795 in seinem „göttlichen Vaterlande“ und seinem „der Kunst geheiligtem Tempel“ aufgesucht, und 1808 traf er ihn wieder in Berlin und spendete ihm für sein Album ein kleines Mädchenporträt in der von ihm als Eigentümlichkeit gepflegten Manier der „kolorierten Crayonierung“. Der Dresdener Stich aber zeigt auf einer merkwürdig stattlichen Platte in zierlichem Hochoval mit dunklem Grund als Brustbild im Profil den frischen alten Herrn, glattrasiert, mit Favorits, im Überrock und mit einem feinen Jabot. Dicht unter das Oval, dessen Biegung folgend, ist feingekritzelt zunächst die Künstlerinschrift hingesezt — aus deren Latein wir eben Künstler und Datum entnehmen können —, noch weiter in stattlichen Antiquamajuskeln die Bezeichnung des Dargestellten als: Christianus a Mechel Chalcogr.<sup>s</sup> Basil.<sup>s</sup> nat. A<sup>o</sup> 1737 d. 4<sup>to</sup> April. Und dann folgt, wagrecht angeordnet, in schwungvoller Antiquakurrentschrift nichts anderes als Schillers Stammbucheintrag, und zwar vollständig, die Verse sowohl wie der Datumvermerk und die Signatur. Das Blatt muß selten gewesen sein; weder Naglers Verzeichnis von Hallers Graphik (Künstlerlexikon, Bd. V, S. 523 f.) noch die Liste der Porträts von Mechel in den Nachträgen zum Schweizerischen Künstlerlexikon (Bd. IV, S. 561) nennen es. Nur Andresen (Die deutschen Maler-Radierer des 19. Jahrhunderts, Bd. III, S. 268) führt es als Nummer 157 auf, und neben dem Zustande mit den — vom Berufsstecher und nicht von Haller gestochenen — Schillerworten kennt er noch zwei Vorstadien ohne diesen Zusatz, die nach gütiger Mitteilung des Dresdener Kupferstichkabinettes jetzt der Sammlung von König Friedrich August II. gehören und dorthin zweifelsohne aus Hallers Nachlaß gekommen sind. Ein Abzug hat zum Glück seinen Weg gefunden in einen der großen Klebe-

bände des Basler Kupferstichkabinettes (G 30). Und dieser Abzug trägt von Mechels eigener Hand in Bleistift eine Widmung, die dartut, daß er sich des Stiches vor allem selber zu persönlichen Freundlichkeiten und so (1808) offenbar als Dankbezeugung für eine erhaltene Geburtstagsgratulation bedient hat.

Zum selben Zweck sollte er noch einmal verwendet werden, nun aber nicht mit einem bloßen handschriftlichen Zusatz, sondern in veränderter Gestalt. Es gibt nämlich noch ein zweites Blatt, das zwar wiederum bei Nagler und im Schweizerischen Künstlerlexikon, ja auch im Deurekatalog bei Andresen fehlt, von dem aber z. B. die Porträtsammlung der Basler Universitätsbibliothek zwei Exemplare enthält. Gegenüber vorher sind Porträt und Porträtgrund durch neue Schraffen verstärkt; auch die Schrift der Schillerverse ist mit dem Stichel vertiefend übergangen, und herum sind doppelte Umrahmungslinien gezogen, so daß eine stilvolle Inschrifttafel entsteht, in die dann auch die Bezeichnung des Dargestellten hineingenommen ist, statt daß sie wie vorher im Bogen das Oval umzieht. Damit nicht genug, ist durch Strichlagen und Punkte ein das Ganze umfassender Fond im Halbtone geschaffen, und unter diesem eigentlichen Blatte, schon auf dem weißen Rande, prangt eine zweite poetische Huldigung, natürlich wiederum nicht ohne Beifügung des Anlasses und des „Dichters“:

„In prophetischem Geiſt haſt Du geſungen, o Schiller.  
Jugendlich wirket noch heut, Mechel, dein würdiger Greis.  
Denn noch glüh't ihm warmes Gefühl im Herzen für Beyde,  
In dem Tempel-Natur opfert er feiernd der Kunſt.

Berlin d. 4ten April 1816.

Erinnerung des 80ten Geburtstages. — A. Hanstein.“

Bei Anlaß des 80. Geburtstages wurde also der alte Stich wieder hervorgenommen, doch wohl um wieder als Dank an Glückwünschende zu dienen. Das Poem stammt gewiß von dem Berliner Oberkonsistorialrat und Prediger

zu St. Petri, den wir aus R. Fr. von Kloedens Jugenderinnerungen (Neue Ausgabe von Roetschau, S. 231) kennen. Und niemand anders als Mechel selbst wird es gewesen sein, der die Platte überarbeitet hat oder nach gern von ihm geübter Art von einem Adlatus überarbeiten ließ, daß sie dem Anlasse und der nicht unbeträchtlichen Eitelkeit des sich so selbst Feiernden genügte und doch zugleich den Forderungen einer geschmackvollen Anordnung entsprach.

Das handschriftliche Original der Schillerschen Verse entchwand der allgemeinen Kenntniß. Goedecke nennt in der kritischen Ausgabe als Vorlagen seines Textes nur den Damenkalender und den Stich von 1816; auch Suphan ist das Blatt nicht bekannt gewesen. So angesehen eben Mechel auch noch in Berlin war: als er im November 1817 dort starb, zerfiel sein Besitz, und wenig wurde nur gerettet. Glücklicherweise aber gelangte das wertvolle Stammbuch, aus dessen Angaben allein wir das meiste vorher Entwickelte schließen konnten, an seinen Neffen Wilhelm Haas in Basel, der sich schon um die glimpfliche Auflösung des Basler Geschäftes von Mechel verdient gemacht hatte, und im Besitz der Nachkommen ist es erfreulicherweise bis zur Stunde geblieben.

Kann also Basel stolz darauf sein, diese Schillerreliquie sein eigen zu nennen, so mag auch das kostbare Stück in seiner eigensten, ursprünglichen Erscheinung als seltene Gabe das „Jahrbuch“ zieren und zugleich die notwendige Ergänzung geben zu jenen Nachbildungen, die Suphan veröffentlicht hat. Denn Goethe hat den letzten Brief von Schillers Hand an ihn zeitlebens „als ein Heiligtum unter seinen Schätzen bewahrt“, und als er ihn am 18. Januar 1825 Riemer und Eckermann zeigte, meinte er: „Sie sehen, wie sein Urteil treffend und beisammen ist, und wie die Handschrift durchaus keine Spur irgend einer Schwäche verrät. Er war ein prächtiger Mensch, und bei völligen Kräften ist er von uns gegangen.“ In Schillers Jenenser Garten-

haus wollte er neben der Büste des Freundes und einer kalligraphischen Tafel mit dem „Epilog zu Schillers Glocke“ aufgestellt wissen: „in Glas und Rahmen ein bedeutendes Blatt seiner eigenen Handschrift“.

Unser Blatt ist ein solches Dokument, und wer auf ihm seinen Blick ruhen läßt, der wird spüren, daß sich zwar Schiller hier dem kleinen Format des Stammbuches anbequemen mußte, daß aber trotzdem auch von ihm gilt, was von den beiden andern letzten Handschriften gesagt worden ist: „Wohnt der Schrift vorzüglicher Menschen eine Macht bei, uns ihre Persönlichkeit nahe zu bringen, so übt Schillers Hand diesen Zauber vor vielen andern aus; ihre Kraft und Anmut, ihr Zug und Flug vergegenwärtigt uns das Ungemeine, Großartige, Festliche seines Wesens. Und bis in die letzten Tage behält sie diesen Schwung und Adel; ihr kann körperliche Schwäche nichts anhaben, der Geist siegt über alle Hemmnisse der Natur. „Denn nichts beschränkt die freie Dichterkraft.“ Die Schrift selbst auch auf unserm Blatte verkündet den Glauben an die Allgewalt des Dichtergeistes, wie er uns entgegenleuchtet aus den Worten der Poesie in der herrlichen „Huldigung der Künste“ und noch gleich ungebrochen aus dem kurzen Eintrag in Christian von Mechels Stammbuch.

Nachwort. Die mit Absicht ausführlich gehaltene Darstellung kann wohl an diesem Orte der genauern Belege aus der leider so verzettelten Schillerliteratur entraten. Nicht unausgesprochen darf aber bleiben der Dank, zu dem der Verfasser sich verpflichtet fühlt. Er gilt für die verschiedene Nachweise Dr. Wahl vom Goethe-Nationalmuseum in Weimar, Prof. Singer vom Kupferstichkabinett im Zwinger in Dresden, den Vorständen und Beamten von Kupferstichkabinett, Staatsarchiv, Porträtsammlung in Basel, vor allem jedoch Fräulein Luise Gloor, der jetzigen Besitzerin des Mechelschen Stammbuches, für die gütige Überlassung zu Studium und Publikation, und ebenso Herrn Dr. Rudolf Riggensbach, der den Verfasser erst auf das Dokument aufmerksam gemacht hat, das auch in seinen andern Teilen des Interessanten noch genug enthält. W. A.